

Radio DRS 2, 28. November

Neu für die Zeit

Kafkas «Strafkolonie» im Kunstkopf

che. Jeder Versuch einer Aneignung und Umsetzung eines Texts von Franz Kafka ist Ausdruck der Faszination, der noch keiner seiner Leser sich hat entziehen können. Und jeder dieser Versuche einer Adaptation ist Beleg für ein notwendiges Scheitern, wie gross die Unterschiede in der Qualität im einzelnen auch sein mögen. Kaum ein Text verbietet wie die Kafkas Veränderungen an der Substanz, die immer auch Verfälschungen des Gehalts sind; Adorno hat in diesem Zusammenhang davon gesprochen, «dass Kunstwerken, die es sind, ihr Medium nicht zufällig ist». Nun zeigen sich die Schwierigkeiten und Fragwürdigkeiten einer solchen Umsetzung durchaus auf verschiedene Weise, je nach dem neuen Medium.

Claude Pierre Salmony, der die im Oktober 1914 innerhalb einer Woche niedergeschriebene Erzählung «In der Strafkolonie» für das Radio bearbeitet und inszeniert hat, hat aus der Vorlage so etwas wie ein Hörspiel zu machen versucht: Er hat die erzählenden Passagen (bis auf ganz geringfügige Ausnahmen) gestrichen und im wesentlichen ein Dialogstück erhalten. Dass durch diese Textamputation mehr als bei fast jedem andern Autor für Kafka Essentielles verlorengehen musste, zeigt indes eine genauere Analyse seines Schreibens. Kafka hat — mit einer meisterlichen Präzision wie vor ihm wohl nur Kleist — eine Psychologie des Visuellen geschaffen, die ihre Figuren nicht von «innen» heraus zu interpretieren sucht, sondern sich aus der Beschreibung beobachtbaren Verhaltens begründet. Seine unerbittliche Genauigkeit rührt von diesem unbedingten Vorrang alles Optischen; die Bedeutung von Blick und Gestus, Mimik und Gebärde ist in seinem Werk absolut zentral.

Dass andererseits filmische und szenische Umsetzungen, denen dieses optische Element ja zu Debote steht, ihr Vorbild nie erreichen werden, liegt, einmal abgesehen von der grundsätzlichen Unmöglichkeit, an Kafkas schriftstellerischem Können. (Visualisierungen, wie sie Harald Szeemann mit seinen «Junggesellenmaschinen» unternahm, die sich an Kafka und der «Strafkolonie» inspirierten, entrücken die Problematik in nichtsprachliche Bereiche.) Kafkas Sprache ist ja, gerade in den von ihm zu Lebzeiten zur Veröffentlichung freigegebenen Texten, bis ins Letzte durchgestaltet. (Vom Schluss der «Strafkolonie» war er allerdings nicht befriedigt.) Mehr noch als Weglassungen ist daher jede *Hinzufügung* anmassend. Sie ist es um so mehr, wenn sie nicht einfach notwendige Erklärung in mehr oder weniger beiläufigen Worten ist, sondern Interpretation: «Die Kolonie», sagt mit den Worten Salmonys der Offizier zum Reisenden, «können Sie betrachten als das Vorspiel, oder auch als die Hülle; was ich Ihnen aber nun zeige, als den Kern.» Es ist auch nicht philologische Beckmesserei, wenn man von der Inszenierung eines Textes wörtliche Treue verlangt, die hier — als Folge wohl von Ermüdung des Sprechers der Hauptrolle — nicht immer gegeben war.

Nun hatte die Wahl gerade dieses Textes ihren besonderen Grund. Erstmals in der Geschichte von Radio DRS wurde das Aufnahmeverfahren der *Kunstkopfstereophonie* angewandt. Von einigen näheren Umständen und

technischen Bedingungen dieser Produktion soll auf der Beilage «Radio und Fernsehen» vom nächsten Freitag die Rede sein. Dieses Verfahren, bei dem einem dem menschlichen genau nachgebildeten künstlichen Kopf anstelle der Trommelfelle zwei Mikrophone eingepflanzt wurden, ermöglicht ein räumliches Hören von absolut verblüffender Wirkung. Am eindrücklichsten ist dabei wohl die Abbildung von Distanzen, die den Hörer mitten in das Klangergebnis hinein versetzt. Claude Pierre Salmony legte seiner Inszenierung dabei die Idee zugrunde, dass sich der Hörer nicht einfach in der Strafkolonie, sondern sogar, gewissermassen als der Verurteilte, im Innern der Maschine befinden sollte. Von innen heraus sollte er also die Situation erleben, während ihm der Kunstkopf die Bewegungen des Offiziers, des Reisenden, des Verurteilten und des Soldaten vergegenwärtigen sollte.

Es hat jedoch mit dem absoluten Primat des Gesichtssinns bei Kafka zu tun — dem die weitgehende Vernachlässigung der andern Sinne, etwa des akustischen, entspricht —, dass ein Höreindruck, und sei er noch so erstaunlich, verhältnismässig nichtssagend bleiben muss. Der Wegfall der Beschreibung mimischen und gestischen Verhaltens verstärkt diesen Effekt nur noch. Entscheidend wird aber auch, dass Kafka, wie bereits dargelegt, in seiner «Botschaft» durch ein Verstehen von «innen» heraus verfehlt wird. Einem ungeübten Leser wird zudem entgehen, dass die Einfachheit der Erzählung nur scheinbar, ihre Struktur sehr kompliziert ist. So fehlt ihr gerade eine einsinnige Erzählperspektive — deren Einführung in die Radiofassung verhinderte die notwendige Irritation des Hörers geradezu. Dem widerspricht nicht, dass die vom Regisseur gewählte Perspektive wohl nur wenigen bewusst geworden sein dürfte; ihre Folgen machten sich dennoch bemerkbar.

Claude Pierre Salmony hat im wesentlichen versucht, nicht naturalistisch zu inszenieren. Er hat darauf verzichtet, das Ambiente einer tropischen Sträflingsinsel zu evozieren, um nicht der Gefahr der technischen Spielerei als Selbstzweck zu erliegen. Das hindert nicht, dass die wenigen «naturalistischen» Momente, etwa das Erbrechen des Gefangenen, sehr viel eindrücklicher wirken als die monotonen Monologe. Sicher war es richtig, Bruno Ganz den Part des Offiziers ohne irgendwelchen Kasernenhofschnid sprechen zu lassen, aber dieses zähme, fast blutleere Reden, das sich kaum einen Wechsel im Tonfall erlaubte, ging in seiner Vermeidung realistischer Imitation denn wohl doch zu weit. Im Gegensatz zur Novelle, wo sich Offizier und Reisender auf französisch verständigen und damit den Soldaten und den Verurteilten von ihrem Gespräch ausschliessen, war hier aus naheliegenden Gründen auf diese Unterscheidung verzichtet worden. Aber auch wenn sich nun diese Wahl eines verführerischen Stoffs als etwas unglücklich erwiesen hat, um ein neuartiges Aufnahmeverfahren einem weiteren Zuhörererkreis vorzustellen, so war doch die technische Realisierung, die in den Händen Ernst Neukomms lag, eine ganz ausgezeichnete Arbeit.